

Doktor Therne

In der Klassiker-Bibliothek sind bisher erschienen:

BAND 1: Arthur Conan Doyle: DURCH DIE MAGISCHE TÜR

BAND 2: Daniel Defoe: DER KONSOLIDATOR

BAND 3: Henry Newbolt: ALADOR

BAND 4: M. P. Shiel: PRINZ ZALESKI

BAND 5: Gerald Biss: DIE TÜR DES UNWIRKLICHEN

Henry Rider Haggard

DOKTOR THERNE

Aus dem Englischen von
Joachim Körber

Mit den Illustrationen der
Magazin-Ausgabe von
W. S. Stacey

**EDITION
PHANTASIA**

Titel der Originalausgabe:

Doctor Therne

Erstveröffentlichung 1898

Die Illustrationen erschienen erstmals in der Zeitschrift
The Dawn of Day, wo der Roman von Januar bis Dezember 1900
in Fortsetzungen nachgedruckt wurde.

Copyright © 2022 dieser limitierten Vorzugsausgabe

by Joachim Körber Verlag, Kehrig

»Edition Phantasia« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags
Umschlagbild: »Doctor Therne«, Frontispiz von T. D. Art Walker

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Joachim Körber

Gesamtherstellung: CPI Books, Birkach

ISBN 978-3-947122-06-6

www.edition-phantasia.de

Dieses Buch erscheint in einer einmaligen,
auf 125 nummerierte Exemplare limitierten Auflage.
Dieses Exemplar trägt die Nummer

_____ / 125

Die römisch I bis XXV nummerierten
Exemplare gelangen nicht in den Handel.

GEWIDMET
In aller Aufrichtigkeit
(aber ohne Genehmigung)
den
MITGLIEDERN DER
JENNER SOCIETY

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Es ist ein paar Monate her, seit die führenden Köpfe der Regierung ihre Anhänger vor den Kopf stießen und die Welt in Erstaunen versetzten, indem sie plötzlich vor dem Gebrüll der Impfgegner kapitulierten. An einem einzigen Abend warfen sie den Aufwieglern mit erstaunlicher Unbekümmertheit die gesicherten Erkenntnisse von Generationen des Ärztstandes, den Bericht einer königlichen Kommission, ihre eigenen Überzeugungen, oder was man dafür hielt, und den Vorsitzenden der lokalen Verwaltung zum Fraß vor. Nach einem vergeblichen Kampf fügte sich das Oberhaus dem Druck und legte die Gesundheit des ganzen Landes mehr oder weniger ohne Gegenwehr in die Hände der »Impfgegner aus Gewissensgründen«.

In seiner Bestürzung kam ein Beobachter dieser Ereignisse – als jemand, der in anderen Ländern gesehen und erfahren hat, wie verheerend Windpocken für Ungeimpfte sein können – auf den Gedanken, sich das logische und, in den Augen vieler, fast sichere Ende dieser Angelegenheit auszumalen. Daher diese Schilderungen aus der Lebensgeschichte des bedauernswerten, aber unglückseligen Doktor Therne.*

* Es versteht sich wohl von selbst, dass Doktor Therne eine Figur ist, die den dramaturgischen Zwecken der Geschichte dient und in keins-ter Weise als der Typus von Impfgegnern unter der Ärzteschaft verstanden werden sollte, die, wie der Verfasser fest glaubt, von ebenso unerschütterlichen Prinzipien wie begrenzter Zahl sind.

Absit omen! Möge sich die Prophezeiung als falsch erweisen! Andererseits aber, vielleicht auch nicht. Manche, die überaus kompetent sind, ein Urteil zu fällen, sagen, dass sie sich nicht als falsch erweisen wird; dass diese seltsame Lähmung der »mächtigsten Regierungsvertreter dieser Generation« mit Schrecken und dem Verlust unschuldiger Leben enden muss.

Die Bedeutung des Themas für die hilflosen Kinder, denen der Staat so jeglichen Schutz entzogen hat, dient dem Verfasser als Vorwand, die Leserschaft zu bitten, sich für eine medizinische Geschichte zu interessieren. Was die Moral anbelangt, so mag jeder seine Schlüsse ziehen, wie es ihm beliebt.

KAPITEL EINS

DIE KUTSCHE

James Therne ist nicht mein richtiger Name, denn weshalb sollte ich ihn der Welt preisgeben? Vor ein oder zwei Jahren war er hinreichend berühmt – oder berüchtigt –, aber in dieser Zeit ist viel geschehen. Es gab einen Krieg, eine Revolution auf dem Kontinent, zwei Skandale von Weltberühmtheiten, einer moralisch, der andere finanziell, und, um zu Ereignissen zu kommen, die mich als Arzt besonders interessieren, die Epidemie einer asiatischen Seuche in Italien und Frankreich, sowie, noch seltsamer, einen Ausbruch der mittelalterlichen Azidose, der, so glaubt man, zwanzigtausend Menschen in Russland und Preußisch-Polen zum Opfer fielen, was für mich ohne Zweifel den starken Regenfällen und der schlechten Getreideernte in diesen Ländern geschuldet ist.

Diese Ereignisse und andere sind mehr als genug angetan, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von der Erinnerung an die schreckliche Windpockenepidemie abzulenken, die England vor zwei Jahren im Herbst heimgesucht hat und deren erste Wut über die Stadt Dunchester kam, meinen Geburtsort, den im Parlament zu vertreten ich viele Jahre lang die Ehre hatte. Die Bevölkerung von Dunchester, das stimmt, ist um fünftausend geschrumpft, und viele

der Überlebenden sehen nicht mehr so gesund aus wie einst, doch die Reihen lassen sich leicht wieder füllen und Pockennarben sind nicht erblich. Darüber hinaus dürfte sich so ein Schrecken nicht wiederholen, denn jetzt ist das Gesetz, das Impfungen obligatorisch macht, unangreifbar genug! Nur die Toten haben Anlass zur Klage, jene, die von der Welt abgeschnitten und hastig entsorgt wurden, damit wir sie nicht sehen. Ich selbst habe keinerlei Gewissheiten; ich weiß soviel über Gehirn und Körper, dass ich wenig Vertrauen in die Seele habe, und ich bete zu Gott, dass ich recht haben möge. Ah! Da haben wir's. Wenn schon ein Gott, warum dann nicht auch der Rest, und wer kann sagen, dass es keinen Gott gibt? Mir scheint, als hätte ich mehr als einmal in meinem Leben sein Wirken gesehen.

Doch ich bete, dass ich recht habe, denn wenn ich unrecht habe, welches Willkommen würde mich dann drüben erwarten, wenn Kummer und Chloral und jene »leichte Herzschwäche« ihr Werk getan haben?

Ja – fünftausend oder mehr allein in Dunchester, und wenn ich alles berücksichtige, gehe ich davon aus, dass es in dieser Stadt viele gab – überwiegend junge Leute –, deren Tod ich auf dem Gewissen habe, denn es war meine Überzeugung, meine wortgewandte Argumentation, die die Denkweise ihrer voringenommenen und gutgläubigen Eltern beeinflusst haben, was ihnen, wenn auch nur indirekt, zum Verhängnis wurde. »Ein Arzt ist nicht unfehlbar, er kann Fehler machen.« So ist es, und wenn einer seiner

Fehler ein paar Tausend tötet, tja, dann ist das eben ein Akt Gottes (oder des Schicksals), der durch seine Blindheit wirkt. Aber wenn es nun kein Zufall war, wenn zum Beispiel diese Toten, sollten sie noch in irgendeiner Form an irgendeinem Ort leben, zu mir sagen könnten: »James Therne, du hast uns für deine Zwecke etwas gesagt, obwohl du gewusst hast, dass es *nicht* die Wahrheit war.«

Was dann? frage ich. Na ja – sollen sie es sagen, wenn sie wollen. Soll die ganze große Schar der Zeugen mich verfluchen, Männer und Frauen, Kinder und Säuglinge, deren Gebeine auf dem Friedhof von Dunchester ruhen. Ich trotze ihnen, denn es ist geschehen und kann nicht ungeschehen gemacht werden. Und doch sind in ihren Reihen zwei, vor deren Blicken mir graut: Jane, meine Tochter, deren Leben ich geopfert habe, und Ernest Merchison, ihr Liebster, der ihr ins Grab nachfolgte.

Sie würde mir heute keine Vorwürfe machen, das weiß ich, denn sie war zu höflich und liebte mich mit all meinen Fehlern, und auch wenn Merchison sich im ersten Schmerz des Verlustes als gnadenlos erwies, war er doch ein anständiger, ehrlicher Mann, der meine Reue und mein Elend verstand und mir verzieh, bevor er starb. Dennoch graut mir davor, sie wiederzusehen, denn wenn die alte Mär wahr ist und sie leben, wissen sie, was ich bin. Aber weshalb sollte ich sie fürchten, wussten sie alles doch, bevor sie starben, und konnten mir vergeben, gleichwohl sie es wussten. Gewiss sollte ich anderer Leute Rache fürchten.

Nach dem Tod ihrer Mutter war meine Tochter das einzige Geschöpf, das ich je wirklich geliebt habe, und keine Hölle, die die menschliche Phantasie sich auszumalen vermag, könnte mir ihretwegen schlimmere Martern zufügen als ich erlitten habe, seit ihr Grab zugeschüttet wurde – die Jungfrau Maria, auf dem Altar eines falschen Propheten und Feiglings geopfert.

Ich stamme aus einer Ärztesfamilie. Mein Großvater Thomas Therne, dessen Name in der Medizin fortlebt, war Arzt in der Gegend von Dunchester, mein Vater erbte die Praxis, aber sonst nichts, denn der alte Herr hatte über seine Verhältnisse gelebt. Kurz nachdem mein Vater geheiratet hatte, verkaufte er die Praxis und zog nach Dunchester, wo er sich bald einen Namen als herausragender Chirurg machte und zu Wohlstand kam, bis – nicht lange nach meiner Geburt, als ihm gerade eine brillante Laufbahn winkte – der Tod sein Buch für immer zuschlug. Als er etwa vier Monate vor meiner Geburt einen Fall von Windpocken behandelte, steckte er sich selbst mit der Krankheit an, man sah den Fall jedoch nicht als gravierend an und er erholte sich auch rasch wieder. Anscheinend jedoch blieb seine Konstitution geschwächt, denn ein Jahr später stellte man fest, dass er an Tuberkulose erkrankt war und er bekam ein wärmeres Klima verordnet.

Mein Vater verkaufte seine Praxis in Dunchester für den Preis, den er bekommen konnte, an seinen Assistenten Dr. Bell und ging nach Madeira – wohin ich, obwohl ich kaum weiß, warum, mich ebenfalls

zurückgezogen habe, nachdem für mich jetzt alles vorbei ist –, denn er hoffte, er könnte sich dort seinen Lebensunterhalt als Arzt für Touristen aus England verdienen. Das allerdings gelang ihm nicht, da das Klima nichts gegen die Krankheit auszurichten vermochte, obwohl er zwei Jahre dort blieb und in dieser Zeit alles Geld aufbrauchte, das er besaß. Als er starb, war kaum genügend übrig, um die Beerdigung auf dem kleinen Friedhof zu bezahlen, den ich vom Fenster dieser *quinta* sehen kann. Wo er genau liegt, weiß ich nicht, da keine Unterlagen mehr existieren und das Holzkreuz, das sich meine Mutter als einzigen Grabschmuck leisten konnte, längst verrottet ist.

Ein paar wohlthätige britische Leute halfen meiner Mutter, nach England zurückzukehren, wo wir bei ihrer Mutter, die eine Pension von an die hundertzwanzig Pfund pro Jahr bekam, in einem Fischerdorf unweit Brighton lebten. Dort wuchs ich auf und erhielt meine Ausbildung – übrigens eine recht gute – an einer billigen Ganztageschule. Meine Mutter wünschte, dass ich Seemann werden sollte, wie ihr Vater, ein Kapitän der Marine, doch es fehlte das nötige Geld, mich zur Königlichen Marine zu bringen, und ich liebte das Meer nicht so sehr, dass ich zur Handelsmarine gegangen wäre.

Ich wollte von Anfang an Arzt werden, wie mein Vater und Großvater vor mir, denn ich wusste, ich war klug, und auch, dass erfolgreiche Ärzte viel Geld verdienen. Da ich seit meiner Kindheit unter der Armut litt, wünschte ich mir Geld schon mit neunzehn Jahren mehr als alles andere auf der Welt. Ich

sah damals, und spätere Erfahrungen haben meine Sichtweise nur bestätigt, dass die Welt unter dem Druck der Zivilisation zu einer Welt der Reichen geworden ist. Selbst wenn man materielle Vorteile außer Acht lässt, welche Ziele kann ein Mann ohne Geld erreichen? Nehmen wir zum Beispiel erfolgreiche Politiker, und man wird feststellen, dass fast ausnahmslos jeder von ihnen reich ist. Das Land ist zu überbevölkert; es bleibt kaum Platz für das Individuum. Nur intellektuelle Titanen vermögen mit Gewalt die Köpfe über die Masse zu erheben, und als Faustregel besitzen sie selbst dann meist nicht genügend Geld, damit sie es weiter bringen. Könnte ich mein Leben noch einmal leben – und dies ist ein guter Rat an alle tüchtigen und ehrgeizigen jungen Männer –, würde ich das alte Land verlassen und mich in Amerika oder einer der großen Kolonien niederlassen. Dort, wo die Umstände flexibler sind und der Wettbewerb nicht so grausam ist, muss ein Mann, der hart arbeitet, kein Vermögen besitzen, das ihm ermöglicht, zur Spitze der Hierarchie vorzudringen.

Mein Wunsch ging jedenfalls in Erfüllung, denn es fügte sich, dass ein jüngerer Bruder meines Vaters, der sich zu Lebzeiten nie für mich interessierte, mir siebenhundertfünfzig Pfund hinterließ. Siebenhundertfünfzig Pfund! Für mich war das zur damaligen Zeit ein ungeheurer Reichtum, denn das Geld ermöglichte uns, Räumlichkeiten in London zu mieten, wo ich an der Universität Medizin studierte.

Es besteht kein Anlass, näher auf meinen Werdegang an der Universität einzugehen, aber falls sich

jemand die Mühe macht, meine alten Unterlagen herauszusuchen, wird er feststellen, dass ich hinreichend brillant war. Ich arbeitete hart und besaß eine natürliche, vielleicht ererbte Begabung für die Arbeit. Medizin hat mich immer fasziniert. Ich finde, sie ist die größte aller Wissenschaften, und ich nahm mir von Anfang an vor, einer ihrer größten Meister zu werden.

Mit vierundzwanzig, als ich mein Curriculum mit hohen Ehren abgeschlossen hatte – ich bekam die Goldmedaille meines Jahrgangs in Medizin und Chirurgie –, wurde ich Chirurg in einem der Londoner Krankenhäuser. Als meine Zeit als Assistenzarzt zu Ende war, blieb ich noch ein Jahr in der Klinik, denn ich wollte meinen Beruf bis ins kleinste Detail in der Praxis erlernen, bevor ich eine Privatpraxis eröffnete. Am Ende dieser Zeit starb meine Mutter noch vergleichsweise jung. Sie hatte den Verlust meines Vaters nie wirklich verwunden, und auch wenn es lange dauert, raubte ihr der Kummer am Ende die Lebenskraft. Der Verlust war ein Schock für mich, obwohl wir eigentlich wenig gemeinsam hatten. Um mich abzulenken und weil ich recht ausgelaugt war und wirklich eine Veränderung brauchte, bat ich einen Freund von mir, den Direktor einer großen Dampfschiffahrtsgesellschaft, die die Westindischen Inseln und Mexiko anfuhr, eine Reise für mich zu buchen; als Gegenleistung für die Überfahrt bot ich meine medizinischen Dienste an. Er ging mit Freuden darauf ein und traf Vorbereitungen, dass ich drei Monate in Mexiko verbringen und drei Monate später

auf der Rückfahrt wieder an Bord des Schiffes gehen konnte.

Nach einer sehr angenehmen Reise erreichte ich Vera Cruz. Das ist ein reizendes, in vielerlei Hinsicht hübsches Städtchen mit hohen, bezaubernden Häusern und schmalen Straßen, Funchal nicht unähnlich, nur eben tropischer. Wann immer ich daran zurückdenke, kommt mit allerdings stets als erstes der Gestank der offenen Abwasserkanäle und die allgegenwärtigen Leichenkarren, auf denen wahrhaftig *zaphilotes* oder Geier saßen, in den Sinn. Zufällig wurden diese Karren damals dringend gebraucht, denn eine Gelbfiederepidemie wütete in der Stadt. Da ich nichts weiter zu tun hatte, blieb ich drei Wochen dort, um es zu studieren, und arbeitete mit den Ärzten im Krankenhaus vor Ort, denn ich hatte keine Angst vor dem Gelbfieber – nur eine ansteckende Krankheit ängstigt mich, und mit der sollte ich leider auch bald Bekanntschaft machen.

Schließlich traf ich Vorkehrungen für die Weiterreise nach Mexiko, das man zu jener Zeit mit der *Diligenz*, der Kutsche, erreichte, da die Eisenbahnlinie noch nicht fertiggestellt war. Damals war Mexiko ein wildes Land. Aufgrund zahlloser Kriege und Revolutionen, verbunden mit einer gewissen diesbezüglichen Neigung, lebte ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung auf der Straße und fristete ein erbärmliches Leben – nicht durch Arbeit am Wiederaufbau, sondern mit Raubüberfällen, und hin und wieder schnitten sie Reisenden, die sie in die Finger bekamen, auch kurzerhand die Kehle durch.

Der Weg von Vera Cruz nach Mexiko City führt kontinuierlich bergauf; ich glaube mich sogar zu entsinnen, dass die eine Stadt zweitausend Meter höher liegt als die andere. Zuerst durchquert man eine heiße Zone, wo Frauen am Wegesrand einem Ananas und Kokosnüsse verkaufen; dann eine gemäßigte Zone, wo sie Orangen und Bananen feilbieten; dann eine kältere Zone, wo man eine eklige, aus Aloe hergestellte Flüssigkeit zu trinken bekommt, die *pulque* genannt wird und wie Seifenwasser schmeckt.

Irgendwo in der gemäßigten Zone kamen wir durch eine Ortschaft aus fünfzehn *adobes* oder Lehmziegelhäusern und siebzehn Kirchen. Das Übermaß religiöser Stätten in dem kleinen Ort erklärt sich durch eine nahezu uneinnehmbare Bergfestung in der Gegend. Diese Festung wird seit Generationen von Briganten bewohnt, und es gehörte zu den ehrenhaften Gepflogenheiten eines jeden Anführers, wenn er sich aus dem Berufsleben zurückzog, dass er in der Stadt eine seinem Schutzheiligen geweihte Kirche erbaute, um so Vergebung für seine Sünden zu erlangen und all der Seelen zu gedenken, die er höchstselbst ins Paradies befördert hatte. Dieser fromme und pittoreske, wenn auch etwas mittelalterliche Brauch fand jetzt ein Ende; meines Wissens ließ die mexikanische Regierung die Festung einige Jahre zuvor stürmen und sämtliche Bewohner, deren Zahl sich auf mehrere hundert belief, durch das Schwert enthaupten.

Wir waren zu acht in der Kutsche, die von ebenso vielen Maultieren gezogen wurde – vier Kaufleute,

zwei Priester, meine Wenigkeit und die Dame, die später meine Frau wurde. Sie war eine Amerikanerin aus New York, mit blauen Augen und blasser Haut. Ihr Name war, wie ich bald herausfinden sollte, Emma Becker, ihr verstorbener Vater hatte als Anwalt gearbeitet. Wir schlossen augenblicklich Freundschaft, und nach zehn Meilen der holperigen Reise kannte ich bereits ihre ganze Lebensgeschichte. Sie war eine Waise mit einem recht kleinen Vermögen und nur einer nahen Anverwandten, eine Tante, die einen Mexikaner namens Gomez geheiratet hatte, Besitzer einer Ranch oder *hacienda* an der Grenze zum Bergland, rund achtzig Meilen von der Stadt Mexiko entfernt. Nach dem Tod ihres Vaters nahm Miss Becker, die wie die meisten amerikanischen jungen Frauen unabhängig und abenteuerlustig war, die Einladung ihrer Tante Gomez und deren Ehemannes an, eine Zeitlang bei ihnen zu leben. Jetzt war sie allein und ohne Begleitung unterwegs nach Mexiko City, wo Freunde ihres Onkels sie abholen sollten.

Wir brachen gegen Mittag von Vera Cruz auf und schliefen, besser gesagt, verbrachten die Nacht in einem schäbigen Gasthaus, wo es von allen Arten von Insekten nur so wimmelte. Zwei Stunden vor Morgenrauen zwängten wir uns wieder in die *diligencia*, schnarchten stürmisch, wachten auf, beteten und schnarchten weiter. Miss Becker, die mir gegenüber saß, weckte mich schließlich.

»Verzeihen Sie mir, dass ich Sie störe, Dr. Therne«, sagte sie, »aber das müssen Sie wirklich sehen«, und zeigte zum Fenster der Kutsche hinaus.



Ich folgte ihrer ausgestreckten Hand, und mir bot sich ein Anblick, den niemand, der ihn sah, je wieder vergessen könnte: die Sonne ging über dem

Miss Becker weckte mich.

mächtigen Gipfel des Berges Citlaltépetl auf, des Sternenberges, wie ihn die alten Azteken genannt hatten. Fünftausendvierhundert Meter ragte der enorme Vulkan mit seinen bewaldeten Hängen und dem schneebedeckten Gipfel über unseren Köpfen auf. Die grünen Hänge des Gipfels und das Land ringsum lagen noch im Schatten, aber auf dem weißen Gipfel leuchtete schon das Licht der Dämmerung. Noch nie hatte ich etwas Schöneres gesehen als diesen gewaltigen Berg, dessen Spitze wie eine gigantische Fackel über der dunklen Welt loderte; die überirdische Pracht des Panoramas machte mich faszungslos und lähmte meinen Verstand nahezu.

Eine Laterne schwang vom Dach der Kutsche; ich wandte den Blick von dem Berg ab, sah in ihrem Licht das Gesicht meiner Reisegefährtin und – verliebte mich in sie. Ich hatte sie schon vorher angesehen, ohne dass ich solche Empfindungen gehabt hätte; da schien es mir das Gesicht einer etwas kecken, aber hübschen jungen Dame zu sein, aber anscheinend hatte der Anblick des Tagesanbruchs über dem Citlaltépetl eine Veränderung in mir ausgelöst und dieses seltsame und unbeabsichtigte Resultat erzielt. Endlich war, wenn auch nur einen Augenblick, die Barriere eingerissen worden, die wir in uns errichten, um uns selbst vor den Angriffen natürlicher Impulse zu schützen.

Jedenfalls hatte das Gesicht der jungen Frau in dem Moment einen Ausdruck und ein Leuchten in den Augen, in deren Angesicht ich meine Zurückhaltung über Bord warf und mich selbst vergaß, doch glaube ich, auch sie befand sich unter dem Einfluss der Pracht, die vom Gipfel des Citlaltépetl ausging. Vergeblich versuchte ich, mich zu retten und wieder zur Vernunft zu kommen, denn bis dahin hatte die Aussicht auf ein häusliches Leben keinen Platz in meinen Zukunftsplänen. Es war vergeblich, daher ließ ich es sein und sah ihr in die Augen.

Keiner von uns sagte ein Wort, doch von dem Moment an wussten wir, dass wir nie wieder voneinander getrennt sein wollten.

Nach einer Weile begannen wir, um uns von einer geistigen Anspannung abzulenken, die sich keiner von uns eingestehen wollte, eine beiläufige und be-

langlose Unterhaltung. Im Verlauf dieses Gesprächs erzählte mir Emma, dass sie, wenn sie die Kutsche in Orizaba verließ, fünfzig Meilen von der *hacienda* La Concepcion entfernt wäre, wenn sie bis Mexiko City mitfuhr dagegen achtzig Meilen. Ihre Tante hatte aber auch hinzugefügt, dass das momentan nicht ratsam wäre, ohne einen Grund dafür zu nennen, und sie dennoch nach Mexiko weiterfahren müsste, wo Freunde sich ihrer annehmen würden, bis ihr Onkel sie holen kommen konnte.

Schließlich schlief Emma offenbar ein, jedenfalls machte sie die Augen zu. Ich dagegen konnte nicht schlafen, blieb aufrecht sitzen und hörte zu, wie der dicke Priester schnarchte und die Kutscher fluchten, während sie die Maultiere antrieben. Gegenüber von mir hing, direkt über Emmas Kopf, ein billiger Spiegel an der Decke der Kutsche, der vermutlich den Passagieren die Reisetoylette erleichtern sollte. Darin sah ich mein Spiegelbild, und da ich angesichts der Möglichkeiten, die sich plötzlich auftaten, nichts Besseres zu tun hatte, amüsierte ich mich mit einer Bestandsaufnahme meiner persönlichen Erscheinung. Alles in allem sah ich zu der Zeit recht passabel aus. Ich war groß und schlank gebaut, mit schmalen, nervösen Händen. Meine Hautfarbe und Haare waren dunkel, ich besaß sanfte und recht große braune Augen. Das Beste an meinem Gesicht war die hohe Stirn, am wenigsten gefiel mir mein eher dünner Mund. Ich glaube jedoch nicht, dass jemand, der mich gesehen hätte, wie ich im Alter von siebenundzwanzig Jahren aussah, auf die Idee gekommen

wäre, dass ich ein überaus hart arbeitender Mann mit ungewöhnlicher Beobachtungsgabe und einem herausragenden Gedächtnis war.

Wie dem auch sei, ich war sicher, dass nicht diese Eigenheiten Emma Becker anzogen, so wenig wie eine seelische Verbundenheit, was auch immer wir unter dem Einfluss des Citlaltépetl empfunden haben mochten. Ich denke, Ärzte halten nicht viel von seelischer Verbundenheit; sie wissen, dass man entsprechende Emotionen auch anderweitig erklären kann. Vielleicht fühlte sich Emma zu mir hingezogen, weil ich dunkelhäutig war, ich mich zu ihr aufgrund ihrer Blässe. Citlaltépetl und der Anlass hatten lediglich diese natürlichen Vorlieben betont.

Inzwischen herrschte Tageslicht; ich sah zum Fenster hinaus und stellte fest, dass wir an einem Berghang entlangfuhren. Über uns stieg der Hang sanft und mit subtropischen Bäumen bewaldet an, unter uns jedoch bildete er einen steilen, an manchen Stellen fast lotrechten Abgrund, denn die Straße war in eine Art von Felsgesimse gesprengt worden; allerdings sah man wegen des dichten Dunstes und Nebels unten fast nichts von der Schlucht.

Ich entsinne mich, wie ich überlegte, dass dies kein guter Weg für einen betrunkenen Kutscher wäre, als ich plötzlich eines der vorderen Maultiere grundlos stolpern sah und, als es zu Boden ging, nicht weit entfernt einen Schuss hörte. Im nächsten Augenblick sah ich den Kutscher und seinen Begleiter vom Kutschbock springen und mit einem Aufschrei des Entsetzens über den Klippenrand und in die Tiefe

stürzen. Dann ertönte in der engen Kabine der Kutsche ein Pandämonium an Lärm mit einem einzigen, deutlichen Wort: »Banditen! Banditen!«

Die Kaufleute brüllten, beschworen ihre Schutzheiligen und fluchten, während sie mit zitternden Händen versuchten, Wertsachen in den Stiefeln und Hüten zu verstecken; einer der Priester heulte buchstäblich vor Entsetzen, aber der andere, ein Mann mit mehr Würde, neigte nur den Kopf und sprach ein Gebet. Derweil hatten sich die Maultiere verheddert und drohten, die Kutsche umzuwerfen; um das zu verhindern schnitten unsere Häscher, bevor sie sich uns zuwandten, die Tiere mit ihren *machetes* oder Schwertern los und trieben sie über den Rand der Straße, wo sie, wie die Kutscher, in dem Abgrund verschwanden. Dann kam ein dunkelhäutiger Schurke mit einer Narbe auf der Wange zur Tür der Kutsche, verbeugte sich höflich und bedeutete uns, dass wir aussteigen sollten. Da es sich mindestens um ein Dutzend handelte und Widerstand zwecklos war, selbst wenn unsere Reisebegleiter den Mut zu kämpfen aufgebracht hätten, gehorchten wir und mussten uns in einer Reihe vor den Banditen aufstellen – mit dem Rücken zum Abgrund. Ich war der letzte in der Reihe, neben mir stand Emma, deren Hand ich hielt.

Dann nahm die Tragödie ihren Lauf. Mehrere der Schurken schnappten sich den ersten Kaufmann, brachten ihn mit Faustschlägen auf den Mund zum Schweigen, zogen ihn bis auf das Hemd aus, nahmen im Gold und Bargeld und alles andere Wertvolle ab, das sie in den verschiedenen Taschen fanden, wo er es



Ein dunkelhäutiger Schurke kam zur Tür der Kutsche.

versteckt hatte, und auch, soweit ich mich entsinne im Futter seiner Jacke. Als sie mit ihm fertig waren, zertraten sie ihn weg und stießen ihn brutal ins Innere der Kutsche.

Neben diesem Kaufmann standen die beiden Priester. Dem ersten stellten die Banditen eine Frage, die der Priester – der Mann, der sein Entsetzen so unverhohlen gezeigt hatte – bejahte, worauf sein Begleiter ihn verächtlich ansah und einen spanischen Ausdruck murmelte, der »Mann ohne Schamgefühl« bedeutete. Ihm stellten sie dieselbe Frage; als er verneinend den Kopf schüttelte, wurde er – ohne Gewalt und ohne Leibesvisitation – zur Kutsche geführt und mit dem beraubten Kaufmann eingesperrt. Dann wandten sich die Diebe dem nächsten Opfer zu.

»Dr. Therne«, flüsterte Emma Becker, »Sie haben eine Pistole, oder nicht?«

Ich nickte.

»Würden Sie sie mir geben? Verstehen Sie?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich verstehe, hoffe aber, dass es nicht so schlimm kommt.«

»Wird es«, antwortete sie mit bebender Stimme. »Ich habe von diesem mexikanischen Banditen gehört. Mit Ausnahme von diesem Priester und mir werden sie alle in die Kutsche sperren und die dann in den Abgrund stürzen.«

Als ich ihre Worte hörte, blieb mir das Herz stehen und ein greifbarer Nebel umwölkte meine Augen. Als dieser Nebel sich verzog, schien mein Verstand eine abnorme Aktivität zu entwickeln, als würde ihn die Erkenntnis anspornen, dass er, wenn er jetzt

nicht zum Guten benutzt würde, nie wieder benützt werden würde. Hastig schätzte ich die Situation ein und erwog jede erdenkliche Fluchtmöglichkeit. Zuerst fiel mir keine ein; dann erinnerte ich mich plötzlich, dass der Kutscher und sein Begleiter, die zweifellos jeden Zentimeter der Straße kannten, von der Kutsche und scheinbar in den Abgrund gesprungen waren. Ich bin sicher, das hätten sie nicht gemacht, wenn sie gewusst hätten, dass sie in den sicheren Tod sprangen, da sie in dem Fall gewiss lieber das Risiko eingegangen wären und sich der Gnade der Banditen ausgeliefert hätten. Außerdem hatte die Bande die Maultiere über den Rand getrieben, was die klugen Tiere sicher nie gemacht hätten, wenn es keinen Halt für sie gab.

Ich warf einen Blick hinter mich, konnte jedoch nichts sehen, da, was in Mexiko zur Dämmerstunde nicht ungewöhnlich ist, dichte Dunst- und Nebelschwaden in dem Abgrund wallten und wogten. Dann fasste ich den Entschluss, dass ich das Risiko eingehen würde, und wich ganz langsam zurück. Ich war schon nahe am Abgrund, als ich an Emma Becker dachte und nachdenklich stehenblieb. Wenn ich sie mitnahm, würde das die Chance eines Entkommens deutlich verringern, und ihr Leben schien ohnehin nicht in Gefahr zu sein. Aber ich hatte ihr die Pistole noch nicht gegeben, und in dem Moment sah ich vor mir eine Vision ihres Gesichts, wie ich es im Schein der Laterne gesehen hatte, als sie zu dem prachtvollen Farbenspiel über dem Gipfel des Citlaltépetl aufsah.

Ohne diese Vision halte ich es für denkbar, dass ich sie zurückgelassen hätte. Ich möchte nichts beschönigen; ich habe meinen Charakter nicht gemacht, und möchte ihn hier schildern, wie er ist, ohne Schönfärberei oder Entschuldigungen. Ich weiß, das ist in autobiografischen Texten nicht üblich, niemand seit Pepys hat es je gemacht, und er schrieb nicht für die Öffentlichkeit; aus eben diesem Grund haben meine Aufzeichnungen ihren Wert. Ich bin körperlich, und womöglich auch moralisch zaghaft – und auch wenn ich mich hin und wieder tapfer geschlagen habe, wie der Leser im Verlauf meiner Erzählung noch feststellen wird, fürchte ich den Tod, besonders einen grausamen und brutalen Tod, wie ich ihn in der Situation vor Augen hatte. So sehr fürchtete ich ihn damals, allein die Tatsache, dass sich eine Mitreisende in Not befand, hätte wohl kaum ausgereicht, dass ich meine eigene Chance eines Entkommens zunichte gemacht oder auch nur geschmälert hätte, um ihre zu verbessern, nur weil sie dem anderen Geschlecht angehörte. Aber Emma hatte eine neue Saite meines Charakters zum Klingen gebracht, und mir schien, ob es mir gefiel oder nicht, dass ich alles, was ich für mich tat, künftig auch für sie tun müsste.

»Passen Sie auf«, flüsterte ich, »ich habe einen Blick riskiert und glaube nicht, dass die Felswand an dieser Stelle sehr steil ist. Wollen Sie es mit mir versuchen?«

»Natürlich«, antwortete sie sofort. »Lieber sterbe ich durch ein gebrochenes Genick als auf eine andere Weise.«

»Dann müssen wir den Augenblick abwarten, oder sie sehen uns fliehen und schießen. Warte auf mein Zeichen.«

Sie nickte, und wir warteten.

Als sie sich schließlich den vierten und letzten Kaufmann vornahmen, der neben uns stand, und wir in unserer Verzweiflung schon bereit waren, uns vor aller Augen in den Abgrund zu stürzen, bescherte uns das Schicksal eine Gelegenheit. Dieser unglückliche Mann, der möglicherweise eine Vorahnung des Unheils hatte, das über ihn kommen würde, riss sich plötzlich von seinen Häschern los und rannte so schnell er konnte die Straße entlang. Sie verfolgten ihn stehenden Fußes – jeder Dieb, bis auf einen, der als Wache an der Tür der Kutsche stehenblieb, wo inzwischen vier Leute eingesperrt waren, drei Kaufmänner und ein Priester. Lachend und johlend jagten sie ihr unglückseliges Opfer und gaben Schüsse dabei ab, bis einer von ihnen den Mann einholte und mit der *machete* niederstreckte.

»Nicht hinsehen, sondern mitkommen«, flüsterte ich meiner Gefährtin zu.

Einen Augenblick später standen wir am Rand des Simses; wenige Zentimeter unter uns lag die dichte, undurchdringliche Nebeldecke. Ich blieb zögernd stehen, denn der nächste Schritt konnte mein letzter sein.

»Schlimmer kann es nicht werden, also möge Gott uns beistehen«, sagte Emma; sie wartete gar nicht erst auf mein Zeichen, sondern schwang sich über den Rand.



Sie schwang sich über den Rand.

Zu meiner großen Erleichterung hörte ich, dass sie nach wenigen Schritten Halt fand und folgte ihr auf der Stelle. Dann war ich an ihrer Seite und wir kletterten und rutschten den steilen Hang hinunter, so schnell es der dichte und nasse Nebel zuließ. Ich

glaube, unsere Flucht blieb unbemerkt. Der Wachmann sah zu, wie der Kaufmann ermordet wurde, und falls er uns doch sah, wagte er wohl nicht, die Kutschentür unbewacht zu lassen, und der Priester, der ein Angebot akzeptiert hatte, das sie ihm unterbreiteten – vermutlich, dass sein Leben verschont würde, sollte er den Mördern Absolution erteilen –, kniete mit dem Gesicht in den Händen auf dem Boden.

Je weiter wir nach unten kamen, desto mehr lichte sich der Nebel und wir sahen, dass wir eine Hangschräge hinunterkletterten, die links von uns recht steil war und am Ende in eine weite Ebene überging, die nicht übermäßig dicht mit Bäumen bewachsen schien. Nach zehn Minuten kamen wir unten an, und da wir von Verfolgern weder etwas sahen noch hörten, gönnten wir uns einen Augenblick Ruhe.

Keine fünf Meter von uns entfernt war die Felsklippe weggebrochen, und zwar so schnurgerade, dass nicht einmal eine Katze daran hätte klettern können.

»Wir haben unsere Stelle gut gewählt«, sagte ich und zeigte nach oben.

»Nein«, sagte Emma, »wir haben sie nicht gewählt; sie wurde für uns gewählt.«

Noch während sie das sagte, tönte von oben ein gedämpfter, schrecklicher Schmerzensschrei zu uns herunter, dann sahen wir in den Nebelschichten, die immer noch zwischen uns und dem Himmel wallten, etwas Großes rasend schnell heruntersausen. Es wurde sichtbar; es kam näher; es landete und barst wie

zerbrochenes Glas. Wir liefen hin, nachsehen, und erblickten die Trümmer der Kutsche vor uns, und dazwischen die zerfetzten Leiber von fünf unserer Mitreisenden.

Das war das Schicksal, dem wir entkommen waren.

»Oh! Um Gottes willen, kommen Sie weg da«, stöhnte Emma, dann wandten wir uns krank vor Entsetzen um, besser gesagt, wirbelten herum, und suchten Schutz unter den Bäumen der Ebene.